

Navis stultifera

Autor(en): **Schwarber, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **1 (1944)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-387458>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Profitez vous-même des occasions de livres rares ou précieux, qu'ils vous présenteront dans nos pages. Et quand vous ferez un achat, recommandez-vous de notre revue afin qu'elle soit bientôt reconnue comme un excellent moyen de publicité.

Enfin, voici la modeste conclusion promise par le titre.

L'on s'est souvent posé la question suivante: «Au milieu des horreurs que la guerre déchaîne sur les peuples et les villes, est-il opportun de consacrer ses soins à une activité aussi éloignée de la guerre que l'amour des beaux livres?» Selon les dispositions, les humeurs ou les sympathies la réponse peut être un «non» irrité ou un simple haussement d'épau. Ou bien ...

Ou bien la réponse pourrait être celle-ci:

Malgré le tumulte des armes, les efforts artistiques se poursuivent. Personne ne pense que la scène, les concerts, les expositions n'ont plus de valeur. Le cinéma lui-même n'a rien perdu

de sa force d'attraction; les compétitions sportives fleurissent. Est-ce que seul l'art du livre devrait subir une éclipse au milieu des orages de ce temps? Servir cet art, est-ce une manifestation hors de sens? Parmi toutes les formes de folie que le *Miroir des fous* de Sebastien Brant et l'*Eloge de la folie* d'Erasmus nous présentent, celle des livres nous apparaît toujours comme bien inoffensive. Peut-être la passion des livres est-elle une folie, et celui qui la méprise un sage. Mais dans l'orgueil de savoir, n'y a-t-il pas plus de folie que de sagesse?

Voyez plutôt les pages suivantes de Paul Chaponnière que nous sommes heureux de compter au nombre de nos collaborateurs.

«Stultifera navis!» Nous adoptons pour notre revue le titre d'un des plus beaux et célèbres incunables bâlois; si l'on trouve là un brin d'ironie, qu'on nous le pardonne, puisque c'est contre nous-mêmes qu'elle se tourne, contre nous, les bibliophiles.

Karl Schwarber / *Navis stultifera*



avis stultifera – das Narrenschiff. Von Basel aus glitt es im Jahre 1494 mit geschwelltem Segel zum erstenmal in die Weite. Der Riß des merkwürdigen Fahrzeugs stammte aus der Basler Werft des mit dem Dichterlorbeer gezierten Juristen Sebastian Brant. Als Werkmeister amtete mit feinstem Geschmack der Kaplan am Basler Münster und berühmte Verleger Johann Bergmann von Olpe, und den Schmuck besorgte die Blüte der damaligen Basler Künstlerschaft, an ihrer Spitze – vielleicht – der junge Albrecht Dürer. An den Ufern folgte die abendländische Menschheit aller Stände, soweit sie sehen, lesen und verstehen konnte, dem zackigen Kurs des Schiffes, erkannte in seiner Fracht die geistvolle Verzerrung ihrer eigenen Schwächen und brach darüber in brausenden Beifall aus. Ein Basler Erzeugnis eroberte im Handumdrehen die Welt und behauptete darin seinen Platz trotz allem Wandel der Zeit bis hinein ins 17. Jahrhundert. Am Bug aber des überfüllten Bootes saß gleichsam als Meister der

törichten Zunft, lächelnd und allem Volke sichtbar, – der Büchernarr.

Die neugewandete Zeitschrift der Schweizer Bibliophilen nimmt von Basel aus ihren Lauf wie einst das vom Büchernarr geführte Narrenschiff Sebastian Brants. Und da ihre gegenwärtigen und künftigen Leser an derselben Sucht kranken, wie sie der mittelalterliche Basler Professor gezeißelt hat, nur mit dem Unterschied, daß sie «verstan», was sie horten, dürfen auch die modernen Liebhaber des Buches ruhig die Planken der Navis stultifera betreten und sich am Genuß der Reise erlaben. Wohin die Reise gehen, wie lange sie dauern wird, wissen wir nicht. Daß sie nicht eintönig sein wird, dafür bürgen wir; und im Glauben an die Wahrheit des Sprichwortes «Nomen est omen» erwarten wir eine glückhafte Fahrt unserer Navis stultifera. Die Schwarzseher in unsern Reihen, die sich zunächst mit dem Wort Brants verbünden möchten: «Zue Basel vff dem kolenbergk, do triben sie vil buebenwerck», laden wir ein, die Prüfung mit freundlichem Auge vorzunehmen. Wir sind überzeugt, daß auch sie nach gewalteter Einsicht unsere Hoffnung teilen und frohgemut an Bord unserer Navis steigen werden.

De adulterio.

Est fatuus qui scit vigilantí stertere naso:

Et faciem dygitis contegere vsq; suis.

Vxoremq; suam subígi permittit: & audit

Millecebras: ridet subdola catta iocos.



**De adulte
rio.**

Res miserāda quidē / & censura digna **C**athonis. xxxii. q. vii

Qz vult coniugii nemo tenere fidem: quid in oib?

Nullus adulterii legem / aut pia iura vereť: Sapien. xiiii.

Iulia lex dormit: poena vetusta silet. f. iiii. **A**d Roma. ii

Hiere. xxix

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung in unsere Tage einen Augenblick zurück zum Druck des Jahres 1494, dessen erstes Kapitel zusammen mit einem kolorierten Holzschnitt «De adulterio» aus der lateinischen Fassung vom Jahre 1497 als Probe vor uns aufgeschlagen ist.

Es kam nicht von ungefähr, daß dieser Druck mit Text, Buchstaben und Holzschnitt fest in Basler Erde wurzelt, in jener besondern Erde, deren Krümen teils den Ruch herber Frömmigkeit und Sittenstrenge, teils den beißenden Dunst ausgelassener Satire verströmen. Im anpassungsfähigen Alter von siebzehn Jahren geriet der aufgeschlossene Straßburger Wirtssohn Sebastian Brant 1475 in den Bann dieser Bischofsstadt, studierte an ihrer Hochschule, entlockte ihr den juristischen Doktorhut, lehrte an ihr als Professor, gründete in ihr seinen Hausstand, wirkte mitten im Volk als juristischer Berater, entzündete seine Ampel an der Glut der von Süden und Westen herandrängenden humanistischen Gedanken, die Johannes Heynlin von Stein, ehemaliger Rektor der Sorbonne, vor den verkniffenen Blicken der Basler Universitätsdozenten eben zu hellem Lodern angefacht hatte, und pflegte als vielseitig gelehrter Autor, als bewunderter Poeta und gewandter Korrektor engsten Umgang mit den Druckerherren, den mächtigen Helfern der neuen wissenschaftlichen Richtung. Der Basilisk hielt Brant fast ein Menschenalter hindurch in seinen Fängen und prägte ihm die Spuren seiner Eigenart ein. Aus dem Geist dieser Polis, die in jenen Jahren lebendigster religiöser und philosophischer Kritik die Grundmauern legte zur Waffenschmiede des Humanismus, empfing er die schöpferische Spannkraft, der er seinen Ruhm verdankt, und die bezeichnenderweise sofort erlahmte, als er im Jahre 1501 Basel den Rücken kehrte und sich in seiner Vaterstadt Straßburg in das Amt eines Stadtschreibers verkroch. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß er im letzten Dezennium seines Basler Aufenthalts einen Mann zum Freund gewann, der seinem Werk die durchschlagende äußere Gestalt zu geben vermochte: Johann Bergmann von Olpe. Jung und bildungsdurstig war Bergmann einige Jahre früher als Brant in die Rheinstadt eingewandert, hatte ihren Unterricht genossen und die Laufbahn eines Klerikers eingeschlagen. Weltklug, kunstverständlich, dem Humanismus ergeben, fand er an der Verrichtung seiner priesterlichen Obliegenheiten kein volles Genügen. Er suchte einen Nebenberuf

und wandte sich seiner Neigung entsprechend einem Handwerk zu, das den kirchlichen Zwecken ebenfalls zu dienen bestimmt war: dem Buchdruck. Seine verlegerische Tätigkeit war auf den kurzen Zeitraum von acht Jahren zusammengedrängt, der aber ausreichte, um ihm und den Büchern seiner Offizin die Achtung der Zeitgenossen und der Nachwelt zu sichern. Seine Drucke ragen weniger hervor durch den Inhalt, der im allgemeinen von den Geleisen der damaligen Basler Verlagsproduktion kaum abweicht, als durch die Güte des Bilderschmucks, die alles in den Schatten stellte, was bisher in der Rheinstadt auf diesem Gebiet geleistet worden war. Bergmann mußte es wie damals kein zweiter verstanden haben, mit scharfem Blick die Fähigsten unter den in Basel versammelten Künstlern und Formschneidern aufzuspüren und vor seinen Wagen zu spannen. Wes Art und Nam diese Künstler gewesen sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Der Basler Kunsthistoriker Daniel Burckhardt wollte unter ihnen den jungen Albrecht Dürer erspäht haben. Diese aufsehenerregende These, die er in einer im Jahre 1892 veröffentlichten Abhandlung «Albrecht Dürers Aufenthalt in Basel» verfißt, steht hingegen auf schwanken Füßen, und so müssen wir uns mit der 1896 von Werner Weisbach vorgetragenen Ansicht begnügen, der den Wägsten unter den von Bergmann besetzten Illustratoren bescheiden den «Meister der Bergmannschen Offizin» nennt. Dieser Meister ist neben andern, weniger geschickten, aber das übliche Mittelmaß überschreitenden Artgenossen zu zwei Dritteln an der Ausschmückung des Narrenschiffs beteiligt. Der Holzschnitt des Büchernarren und derjenige vom Ehebruch (de adulterio) rühren nicht von seiner Hand.

Der ungeheure Widerhall, den das Narrenschiff in gebildeten und ungebildeten Kreisen auslöste, beruhte auf der satten, als geschlossene Einheit auftretenden Verflechtung von Text und Zeichnung. Die Verse schildern die menschlichen Unzulänglichkeiten nicht als Sünden im theologischen Sinne, wie es bis anhin zur Angst der Fehlbaren im Schwange war. Himmelslohn und Höllenpein haben dabei wenig zu schaffen. Als Realist und Humanist wälzte Brant die Schuld auf die mangelnde Einsicht des Menschen in den geraden Pfad des Lebens, auf Verstandeslücken, die es nur zu schließen gilt, um sofort die Schellenkappe loszuwerden. Er predigte damit eine Lehre, die der simpelsten Seele einging. Für den in den

Schriften Bewanderten belegte er seine witzige Bespiegelung der moralischen Abwege mit Exempeln aus der Antike, der Bibel und dem Corpus juris canonici. Dem einfachen Volk, dem diese Anspielungen nichts zu sagen hatten, gab er mit einem Dreizeiler am Kopf des Holzschnittes die notwendigste Erläuterung in trüber Kurzform. Wer aber mit dem Buchstabieren überhaupt auf Kriegsfuß stand, ward genügend erleuchtet und erheitert durch die bloße Betrachtung der Bilderreihe, die das Übel in seiner fruchtbarsten Pose mit drastischen, allgemein faßlichen Zügen veranschaulicht. Bei der Wahl seiner Vorwürfe vermied Brant jede Spitzfindigkeit. Er spießte Torheiten an die Gabel seines Spottes, die in der ganzen Welt heimisch sind, in Stadt und Dorf, bei jedem Volk, beim König wie beim Bürger und Bauer. Wer den Band zur Hand nahm und sich in die Beschreibungen und Illustrationen versenkte, dem fiel es wie Schuppen von den Augen. Er entdeckte in den angeprangerten Untugenden schadenfreudig die vertrauten Züge von Verwandten und Bekannten. Da war einer, bei dem der Geizteufel auf dem Geldbeutel hockte, da ein anderer, der als leerer Modegeck mit erhobener Nase durch die Gassen stelte, da ein dritter, dessen Affenliebe die Kinder wie Kraut in die Höhe schießen ließ, dort ein vierter, der Saufen und Prassen als höchste Lebensgüter vergötterte. Hundertundzehn Narrenkategorien schenkte Brant seinen belustigten Lesern. Die Auswahl war groß und wurde nicht etwa kredenzt im silbernen Becher der lateinischen Gelehrtensprache, sondern im Holzstauf eines derben Deutsch, den auch der Hintersaß in die Faust nehmen konnte. Als nun «vff die Vasenaht, die man der narren kirchwich nennet / Im jor noch Christi geburt Tusend vierhundert vier und nüntzig» die Bogen des Narrenschiffs zum Aushang kamen, waren sie im Nu vergriffen. Einer zweiten Auflage des gleichen Jahres ging es ebenso. Der Nachfrage war kein Ende. Nürnberg, Reutlingen, Augsburg veranstalteten Nachdrucke; 1495 lieferte Bergmann die dritte, vermehrte Originalausgabe, 1497 goß ein Schüler Brants, Jakob Locher, von den Humanisten als «Philomusus» verehrt, das Narrenschiff unter dem Titel «Stultifera navis» in feingedrechselte lateinische Verse; niederdeutsche, holländische, englische, französische Fassungen verbreiteten die Brantsche Satire über ganz Europa. Generationen ergötzen sich am Glanz dieses Buches, benützten es als ergiebigen Stein-

bruch für ihre Zitate oder hängten sich an sein Schlepptau mit einer Fülle von meist trocken moralisierenden Abwandlungen. Wie sehr es auch von ernsthaften Naturen als Handbuch der guten Sitte geschätzt und sogar auf der Kanzel ausgelegt wurde, zeigt das Beispiel des Johannes Geiler von Kaisersberg, der während fünf Vierteljahren einzelne Kapitel des Narrenschiffs vor seinen Zuhörern kommentierte. Kurz nach dem im Jahre 1510 erfolgten Tode Geilers gab sein Hausgenosse und Priester am Kloster der Reuerinnen zu Straßburg, Jakob Otther, diese «Narrenpredigten» bei Matthias Schürer heraus unter dem Titel: «Navicula sive speculum fatuorum.» Dieser erste Druck, von dem mir ein schönes Exemplar aus der Büchersammlung unseres Vorsitzenden, Herrn Dr. Emanuel Stickelbergers, vorlag, bietet dem Leser nur zwei Illustrationen, die mit der ursprünglichen Bebilderung des Narrenschiffs nichts gemein haben. Die zweite Auflage hingegen aus der Schürerschen Offizin prangt wiederum im Putz der Holzschnitte des Narrenschiffs von 1494 und der Stultifera navis von 1497. Der hübsche Band ist erst vor wenigen Monaten als erfreulich frisches Stück von der Basler Universitätsbibliothek erworben worden.

Die Erstausgabe des Narrenschiffs ist selten anzutreffen. Jene Bibliophilen, es mögen ihrer nur wenige sein, dürfen sich glücklich preisen, die sie als eine der kostbarsten Zierden ihrer Bücherei ihr eigen nennen. Die andern hingegen müssen ihren Trost finden am Besitz zweier sorgfältig gearbeiteter Faksimile-Ausgaben, von denen die eine, leider ohne Einleitung, im Auftrag der Deutschen Gesellschaft der Bibliophilen im Jahre 1913 von Hans Koegler besorgt wurde, während Klischees und Druck in der Heimat des Narrenschiffs, in Basel bei der Frobenius AG. in guten Händen lagen. Für die zweite aber hat sich Straßburg, die Vaterstadt Brants, eingesetzt. Sie kam als erste Jahresgabe der Gesellschaft für elsässische Literatur heraus, trägt ebenfalls das Herstellungsjahr 1913 und ist mit einem fesselnden, die neuesten Ergebnisse der «Narrenschiff-Forschung» vermittelnden Nachwort aus der Feder des Straßburger Universitätsprofessors und Literarhistorikers Franz Schultz bereichert.

War unsere Gesellschaft nicht gut beraten, als sie ihr Blatt unter die bibliophile Autorität dieses einzigartigen Basler Druckes stellte? «Zuo schyff bruoder eß gat! Gaudeamus omnes!»

Den vordantz hat man mir gelan
Danñ ich on nutz vil bücher han
Die ich nit lyß / vnd nyt verstan



Von vnnutzē buchern

Das ich sytz vornan in dem schyff
Das hat worlich eyn sundren gryff
On vrsach ist das nit gethan
Vff myn libry ich mych verlan

Don büchern hab ich grossen hort
Verstand doch drynn gar wenig wort
Vnd halt sie dennacht in den eren
Das ich jnn wil der fliegen weren
Wo man von künsten reden düt
Sprich ich / do heym hab ichs fast güt
So mit loß ich benügen mich
Das ich vil bücher vor mir sych /
Der künig Ptolomeus bstelt
Das er all bücher het der welt
Vnd hylet das für eyn grossenschatz
Doch hat er nit das recht gesatz
Noch kund dar vß berichten sich
Ich hab vil bücher ouch des glich
Vnd lys doch gantz wenig dar jnn
Worumb wolt ich brechen myn synn
Vnd mit der ler mich bekümbren fast
Wer vil studiert / würt ein fantast
Ich mag doch sunst wol sin eyn here
Vnd lonen eym der für mich ler
Ob ich schon hab eyn groben synn
Doch so ich by gelerten bin
So kan ich jta sprechen jo
Des tütschen orden bin ich fro
Danñ ich gar wenig kan latin
Ich weyß das vinū heysset win
Gucklus ein gouch / stultus eyn dor
Vnd das ich heyß domne doctor
Die oren sint verborgen mir
Man säh sunst bald eins mullers thier

